

»buchstäblich wahr; es fehlte« : buchstäblich wahr: es fehlte (Doppel-
punkt statt des Strichpunkts). Auf Seite 23, in der 3. Zeile von
oben (im Zitat) anstatt »Unterrichtsminister«: *Justizminister*.

In Nr. 360/61/62 auf der 3. Seite, 4. Zeile von unten anstatt
»Es ist gut, das« : Es ist gut, *daß*.

* * *

Die nächsten Leseabende finden in Berlin (Choralionsaal,
10. Dezember), Wien (Kleiner Musikvereinsaal, 18. Dezember)
und Prag (Palace-Saal, 6. Jänner) statt. *Hy. 11/12*

Gegen eine Vorlesung in Graz (Rittersaal), die erst am
12. Jänner angesetzt ist, wird schon jetzt — natürlich nicht durch das
gedruckte, sondern durch das gesprochene Wort — von der dortigen
Presse in dankenswerter Weise Stimmung gemacht. Die Konzert-
bureaux haben bereits den Kartenverkauf abgelehnt, eines mit aus-
drücklicher Berufung auf einen Wink, den es bekommen habe. Der
Saal ist noch nicht abgetrieben. Ein dortiger Herr, der schon einen
roten Kopf hat, bevor noch von mir die Rede ist, und der in
Feuilletons zu beweisen sucht, daß er viel von mir hält, besonders
in jenen, wo nicht von mir die Rede ist, wäre sehr zufrieden, wenn
ein unvorhergesehener Ziegelstein mich rechtzeitig zu einer Absage
zwänge. Denn anders dürfte die von Interessenten ausgegebene
Lösung, daß ich diesmal nicht nach Graz gelangen dürfe, kaum
zu erfüllen sein.

* * *

Hy 11/12

Das am Schluß der Wiener Vorlesung gesprochene Stück
hatte den folgenden Wortlaut:

»Sie alle werden sich noch an dieses Telegramm erinnern:
Türkisches Hauptquartier Sejdler, 24. Oktober.

.... Gegen 5 Uhr abends wird im Coupé der öster-
reichischen, ungarischen und deutschen Korrespondenten
bei zwei Flaschen ungarischen Sekts bereits wieder eine
gemütlich-dreibündliche Partie Sechsendsechzig ge-
droschen. In der Abendsonne draußen verrichten die
moslimischen Soldaten am Brunnen ihr Abendgebet mit den
religiösen Waschungen....'

Notizen

Die Vorlesung vom 11. November im Großen Beethovensaal brachte:

I. Shakespeare: König Johann, einen Teil der 3. Szene des III. und die 1. Szene des IV. Aktes (König Johann, Hubert, Prinz Artur, Aufwärter) / Ibsen: Peer Gynt III, 4 (Peer, Mutter Aase, Die Häuslersfrau) / Jean Paul: »Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei« (mit der Vorbemerkung und der Fußnote) II. Nestroy: Szenen aus »Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Überflüssige«, Posse mit Gesang in zwei Akten (diesmal vom Entree-Lied des Strick an) III. Frank Wedekind: Das Lied vom armen Kind / Detlev von Liliencron: Der Blitzzug / Peter Altenberg: Landpartie. Dazu: Die Maus / Karl Kraus: Die Welt der Plakate. Dazu: Auf der Suche nach Fremden; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleuse; Anrede an die Hörer (Teile aus: »Das ist der Krieg« und Manuskript).

Am 17. November in Dzieditz (Bielitz), veranstaltet vom Verein »Deutsche Volksschule«:

I. Monologe und Sätze aus Nestroy / Der Biberpelz II. Das Erdbeben / Man muß die Leute ausreden lassen; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäte; Ich pfeife auf den Text; Als ich wiederkam; Petite chronique scandaleuse III. Angesichts; Auf der Suche nach Fremden; Ostende, erster Morgen. Zugaben: Interview mit einem sterbenden Kind; Das ist der Krieg: Einleitung und Schluß. (Im Programm in Nr. 351/52/53, S. 49 nachzutragen: Schlichte Worte.)

Am 29. November in Czernowitz (Deutsches Haus):

I. Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Plakate II. Das Erdbeben III. Ostende, erster Morgen; Riedau und Lido; Die Vision vom Wiener Leben; Als ich wiederkam; Gefährlich; Man muß die Leute ausreden lassen; Der Deutlichkeit halber; Zweiunddreißig Minuten; Schlichte Worte; Ich pfeife auf den Text; Ein Satz; Angesichts. Zugaben: Das Ehrenkreuz; Ich rufe die Rettungsgesellschaft; Aus dem »Prozeß Veith« (Anrede an den Staat.)

„Bukowinaer Nachrichten“ (1. Dezember), „Czernowitzer Allgemeine Zeitung“ (6. Dezember).

* * *

In der 1. Zeile der S. 1 der Nr. 357/58/59 ist anstatt »Konsequenz von Blatt und Welt«: *Kongruenz* von Blatt und Welt zu lesen. Auf S. 20, in der 7. Zeile von unten (im Zitat) anstatt

Mig 1/13

... Zwischen Konfuzius und Lao-tse, Buddha und Kalidasa, Mose und David, Homer und Aeschylos laufen ununterbrochen die Funken hin und her und blitzen über zwei Jahrtausende christlicher Zeitrechnung hinüber mit völlig unverminderter Kraft, lichtspendend und wärmezeugend, bis in unser eigenstes Zeitalter hinein. Und wahrscheinlich gab es nie ein Zeitalter, das derartig die Summe zu ziehen vermochte wie dieses unser heutiges. Dadurch haben wir einen Herrschaftsbereich von nie gesehener, ja niemals geahnter Ausdehnung.

Was ist denn los?

Ein Buch wie dieses läßt es uns fühlen. Es imponiert ja zunächst durch seine immense Mannigfaltigkeit, durch die Fülle seiner Anregungen und Einzelbelehrungen, durch die Legion seiner scharf widereinander profilierten Charakterköpfe, durch die Fruchtbarkeit des Widerspruches, zu dem es uns von Seite zu Seite aufspornend reizt. Aber gerade darum sei hier vor allem das Einheitliche betont, das solch ein Werk für uns umfaßt; der gewaltige Zusammenhang, der von der ersten zur letzten Seite magisch-rieselnd sich erstreckt; und die hieraus quellende geistig-ethische Macht, die die Lektüre eines solchen Buches zu einem derart fruchtbaren Erlebnis zu gestalten vermag, wie sie sonst fast nur solchen Werken eignet, die selber dem Reiche der Dichtkunst angehören.

F. S.—.

Herr Busse hat eine Literaturgeschichte geschrieben und Herr Servaes hat sie besprochen. Und darum dieser Aufruhr in der Natur.

* * *

Die Halbmonatschrift ‚Lacerba‘ (Florenz, I. Jahrgang, Heft 2) bringt eine Übersetzung von Aphorismen aus ›Sprüche und Widersprüche‹ und ›Pro domo et mundo‹, die recht gut zu sein scheint. Immerhin ist es auch gut, daß als letzter der vierunddreißig Aphorismen — gemäß der Vereinbarung — dieser übersetzt wurde:

Tradurre un'opera di lingua in un'altra lingua significa mandare uno oltre il confine, levargli la sua pelle, e fargli indossare dipoi il costume del paese.

Und erfreulich ist, daß man auch in Italien versteht, daß:

Il parlamentarismo è l'accasermamento della prostituzione politica.

In dem gleichen Heft steht ein Aufsatz ›Giorgio Brandes. Una Stroncatura‹ (von Tavolato), dessen Anfang auch dem Nicht-Italiener gut klingen dürfte:

In tutta la sua vita il mezzano letterario Giorgio Morris Cohen Brandes non ha fatto altro che mangiar libri e cacar recensioni.

In ‚La Voce‘, einer Florentiner Wochenschrift (V. Nr. 7) hat die ‚Libreria della Voce‘ der deutschen Literatur eine Rubrik eingeräumt: »Opere di Carlo Kraus«. Das ist nur deshalb auffallend, weil in Florenz vermutlich niemand diese Opere kauft und weil es in Wien keinem Buchhändler einfiele, sie zu annonciieren, und in München, wo sie verlegt sind, keinem, sie in ein Schaufenster zu stellen. Nun wird von der betroffenen Seite auf nichts mehr gepfiffen, als auf solche Ehren, aber das italienische Kuriosum muß doch verzeichnet werden, zu Zwecken der Selbstberäucherung, die bekanntlich darin besteht, daß man vor Stummen sagt, irgendwo sei geredet worden. Aber es ist weit über alle Bedürfnisse der Eitelkeit hinaus notwendig, zu erwähnen, daß in einem italienischen Blatt — wieder in der ‚Voce‘ — eine Revue deutscher Revuen erschien, in der es heißt:

... e poi — Die Fackel di Karl Kraus.

Mi è cosa gratissima poter segnalare ancora una volta questa rivista e quest'uomo all'attenzione degli italiani intelligenti. Più si legge Karl Kraus e più bisogna convincersi che egli è uno dei maggiori stilisti tedeschi di tutti i tempi. Non gli domandate la ragione dei suoi amori e dei suoi odi: badate allo stile. E troverete la sua lingua tanto avvincente, che il contenuto materiale, l'aneddotico delle sue satire va perdendo, durante la lettura, importanza e sapore originali; resta, puro godimento, la perfezione della forma e le idee. — Riparlerò di Kraus nella Voce.

i. t. *M. J. H.*

Wie kommt das nur, wie erklärt sich das in dieser Welt der Verbindungen, wofern sie es dem Besprochenen glauben sollte, daß er nie ein Heft nach Florenz geschickt und von der dort erscheinenden Literatur keine Ahnung hatte? Und warum muß es notiert werden? Nur weil wir in Berlin ein sogenanntes ‚Literarisches Echo‘ haben, welches auch eine Revue der Revuen hält und wohl die schamloseste Fälschung einer Statistik vorstellt, die je gewagt wurde. Das Totschweigen, das die Kritik ausübt, wenn sie sich nicht anders helfen kann, ist ein heiliges Recht der Notwehr. Die Mißgeburten, die die Erkenntnis eines verpfuschten Lebens zu dem verzweifeltten Ausweg geführt hat, öffentlich zu meinen, werden von mir bloß getadelt, weil sie Mißgeburten sind, also dort gepackt, wo sie nichts dafür können. Daraus

aber, daß sie sich gegen mich wehren, indem sie kuschen, mache ich ihnen den geringsten Vorwurf. Ich wollte, ich könnte mir's bei ihnen richten, daß durch weitere vierzehn Jahre über mich geschwiegen wird. Wie aber Druckerschwärze zu Schlechtigkeit verleitet, zeigt erst eine Redaktion, die sich das scheinbar harmloseste Amt vorbehalten hat: einfach zu registrieren, was es in der Literatur gibt. Da, müßte man glauben, kann es doch zu keiner Lumperei kommen. Schön, die Konversationslexika werden von Journalisten bedient und lassen sich von denen sagen, wem man die Ehre erweisen soll, geboren zu sein. Aber was sagt man zu einer Statistik, die auf die Frage: Weißt du wieviel Sterne stehen, die Antwort hat: Der Sirius paßt uns nicht? Zu einem Echo, das sich den Schall aussucht, auf den es zurückkommt? Das ist mir eine nette Physik! Wie denn, wenn das Fremdwörterbuch das Wort »Echo« ausließe, weil es ihm nicht sympathisch ist? Aber nein, da steht: es war eine Nymphe, die der Gram unerwideter Liebe zu dem eitlen Narcissus bis zu einem Hauch verzehrte, dem nur noch eine erwidrende Stimme blieb. Ach, sie ging dann nach Berlin und hat sich dort so über mich vergiftet, daß ihr kein Ton mehr blieb. Dagegen, wenn in der ‚Grazer Tagespost‘ eine Notiz über Herrn Bartsch erscheint, was sich doch eigentlich von selbst versteht — ruft sie's zurück. Nichts entgeht dieser Nymphe; nur alles, was mit mir zusammenhängt. Kein Beitrag der Fackel — zur Zeit, da sie noch welche hatte —, kein Liliencron oder Wedekind, kein Strindberg oder Przybyszewski ward je an der Stelle verzeichnet, wo jeder launige Reporter auf Verewigung rechnen darf. Meine Nestroy-Feier, die — nicht als literarische Leistung, nur als kritisches Beispiel — jeden weiteren Festartikel als Abklatsch erscheinen ließ, den Dichter zur Auferstehung gebracht und seinen Historikern, die es in Dankbriefen bekundeten, Aug und Ohr geöffnet hat, wurde verschwiegen und was der Stenograph der Neuen Freien Presse in einem Theaterblatt plauderte, zitiert. Das dreihundertste Heft der Fackel — mit den Beiträgen der ersten Menschen Deutschlands — mußte immerhin für eine Revue der Revuen verlockender sein als die Tatsache, daß im Neuen Wiener Journal der Nachdruck eines Waschzettels über die Kritik einer Besprechung der gesammelten Rezensionen eines Journalisten erschienen ist. Echo widerstand. So

daß man fast fürchten könnte, der Gram unerwiderter Liebe zu dieser Nymphe könnte einen Narzissus verzehren. Aber dem bleibt noch immer eine Stimme, um das Echo zu ersuchen, es möge ihn gern haben. Er ist eitel; ihm genügt sein Spiegelbild, er kann den Widerhall entbehren. Und ihm bleibt die Hoffnung, daß die kommenden Literarhistoriker — falls die kommenden Hebammen es nicht vorziehen, die Früchte abzutreiben — sich zwar nicht aus dem Literarischen Echo über die Fackel, wohl aber aus der Fackel über das Literarische Echo Bescheid holen werden. Denn obschon ich keine Statistik führe, wird man mir doch nicht nachsagen können, daß ich ein Fälscher bin. Und wiewohl es mir nicht gegeben ist, auszusprechen was ist — im Grunewald ist auch ein feines Echo —, so wird man mir doch das Zeugnis nicht vorenthalten können, daß ich immer gesagt habe, wie's ist. Sollte es aber der Nymphe Echo nicht passen, so werde ich ihr eins auf die Pappen geben, daß sie überhaupt keinen Hauch mehr hervorbringen wird.

*
Wenn ich indes der Meinung war, daß ~~mir~~ meine Spekulation auf Italien glücken werde, so wurde ich bald eines besseren belehrt. In Bologna, in der Zeitung „Il Resto del Carlino“ (18. März) ist ein Artikel erschienen, der in balkendicken Lettern den Titel »Kraus« führt und Mißständnisse, die über mich von Florenz aus verbreitet werden, gründlich beseitigen dürfte. Es ist eine packende Schilderung der Beliebtheit, deren sich die Fackel in Wien erfreut und die selbst ich mir nie so unerträglich vorgestellt habe:

Questa poi è impossibile ignorarla: c'è in ogni buco di tabaccaio, spunta da tutte le tasche della gente allega e aiuta la digestione di tutti gli impiegati degli infiniti ministeri della capitale. Diciamo che nessuno scrittore di Vienna gode la popolarità dell' uomo dalla fiaccola, ma è dir poco. Kraus è come il mezzo sigaro: qualche cosa tra l' inutile e il piacevole. Un' abitudine, un per finire e un passatempo. A lungo andare può riuscire insopportabile, ma sa frantumarsi. Si divide da sè stesso in centellini. La sua rivista è sgranellata, una rivistina bijou dove non c'è mai pericolo di perdere il filo e si può sempre lasciare a domani il paragraffetto che viene. Il male più grande che gli possa capitare è di essere preso sul serio: ma gli è accaduto rare volte e se ne è sempre brillantemente vendicato . . .

Das heißt:

Die jedoch kann man unmöglich ignorieren; man findet sie in jedem Trafikenwinkel, sie schaut aus der Tasche der fröhlichen Leute

Wien 1913

Notizen

Nur damit die denkwürdige Tatsache nicht verloren gehe, daß die Wiener Presse sich 1913 an etwas erinnern mußte, was ihr 1905 zu vergessen gelang, sei hier das Folgende reproduziert:

„Fremdenblatt“:

... Nicht zum erstenmal. Denn schon vor etlichen Jahren hat Karl Kraus dieses Werk vor einem Kreis geladener Zuschauer auf die Szene gebracht ...

... wie vor Jahren, bei der ersten (besseren) Aufführung ...

„Wiener Allgemeine Zeitung“:

... Wedekinds infernalische Komödie ist schon einmal in Wien vor geladenen Gästen gespielt worden. In einer Vorstellung, die Karl Kraus zu danken war. Damals ging es nicht Arm in Arm mit einem verehrungswürdigen Publikum, gegen die Zensur. Sondern für Wedekind gegen ein verachtungswürdiges Publikum. Die gestrige Vorstellung, an tiefen Eindrücken ärmer als die seinerzeitige im Intimen Theater, war durchaus respektabel, gut, wirksam. Aber die »Büchse der Pandora« braucht eine Darstellung, so fern allem Theater-Üblichen, wie das Werk fern allem Literarisch-Üblichen ist ...

„Ostdeutsche Rundschau“:

... ähnlich wie vor acht Jahren im kleinen Saaltheater des Nestroyhofes, der heute als Intimes Theater dramatischen Unfug treibt. Damals zeichnete Karl Kraus, der Herausgeber der »Fackel«, verantwortlich für das Unternehmen und die namhaften Kräfte, die sich mit Wedekind und Albert Heine an der Spitze zur Verfügung stellten, gestalteten die Vorstellung zu einem künstlerischen Versuch von ungewöhnlichem literarischem Interesse. Wie immer man sich zu dem Neuen stellen mochte, das sich im »Erdegeist« angekündigt hatte und in der »Büchse der Pandora« den tragischen Abschluß fand, man fühlte: hier ist ein an Satanismus streifender Besserungsdrang am Werke, der die Geschlechtsinstinkte bloßlegt, um veraltete Moralbegriffe zu zertrümmern. Was er an deren Stelle zu setzen hat, war damals freilich so wenig zu erraten wie bei der gestrigen Wiederholung des Versuches, die eine einzige Kette von Enttäuschungen war. Lag's an der Darstellung oder am Publikum? Wohl an beiden. ... Was gespenstig wie Schattenbilder vorüberhuschen sollte, wird auf der Neuen Wiener Bühne in Stimmungspausen aufgelöst und um die satirische Kontrastwirkung gebracht. ... Dazu ein Publikum, dem es von vornherein nur um die Befriedigung einer vagen Sensationslust zu tun war. Mit dem Erlag der erhöhten Sitzpreise glaubte es sich von der Pflicht enthoben, zu suchen, was hinter den scheinbar kolportagemäßig zugeschnittenen Bildern liegt, und nichts ist so bezeichnend für dieses Publikum, als daß es just nach dem dritten Akt, in dem man wähnt, die Schauer eines jüngsten Gerichtes zu erleben, entrüstete Pfuirufe von sich gab ...

„Arbeiter-Zeitung“:

... Zu dem Eifer der Behörde gesellte sich das feierliche Tamtam, mit dem die Vorstellung seit Wochen eingeleitet wurde. Wir

und Tantieme verschmähen und einem wohlthätigen und kulturellen Zweck zuwenden. Nur aus meiner Erinnerung weiß ich — ich hätte es längst vergessen, wenn eine zudringliche Gegenwart nicht an mein Gedächtnis klopfte —, daß der erste Veranstalter ohne Entschädigung für den üblichen Zeitverlust und die eigenen materiellen Opfer und ohne Rücksicht auf das gebührende Maß des Autoranteils den ganzen großen Reingewinn jenem Zweck zuwandte, den er damals für den wohlthätigsten, kulturellsten und dringendsten hielt und der es leider noch heute sein dürfte. Denn viel wichtiger als die Aufrichtung von Marksteinen durch Buchhändler sollte die Benützung jeder passenden Gelegenheit sein, gegen das peinigende Mißverhältnis zwischen den Einnahmen des Autors der »Büchse der Pandora« und des Dichters der »Fünf Frankfurter« nach Kräften zu demonstrieren.

Es wäre die geringste Sühne für eine Rührigkeit, die mit Hilfe der Stammkundschaft französischer und ungarischer Pornographen die Zensur austreiben wollte und die glücklich bewirkt hat, daß ein dramatisches Abenteuer von unzeitgemäßer Dimension dem intelligenten Kommiss zum Ärgernis wurde und daß sich die tüchtigsten Nachtredakteure erlaubten, eine Arbeit Wedekinds »vom künstlerischen Standpunkt als talentlos zu werten«. Denn sie alle hatten sofort erkannt, daß Lulu sich vier Männer von der Straße mitbringe, und erraten, was sie mit ihnen vorhabe. Diese Anlagen des Publikums sind mit Recht dem Schutze der Polizei empfohlen. Die Polizei verhindert mit einer Strenge, die um ihre Milde nicht weiß, die stoffliche Betastung der Kunst und verbietet die Schausstellung von Ansichtskarten nach Tizian. Der Freisinn rebelliert dagegen mit einer Toleranz, die um ihre Grausamkeit nicht weiß. Er läßt die Stoffel wieder auf den Geist los, läßt sie nach § 2 und überträgt ihnen die Entscheidung, ob die Ansichtskarte Kunst sei. Sie antworten: »Schweineerei! Auf Tizian soll ich sagen!« Der Freisinn ist ein Hausierer, der die verbotene Kunst einer konfiszierten Kundschaft unter dem Tisch zeigt. Bei Hosenträgern wären Mißverständnisse ausgeschlossen. Auch der »Professor Bernhardt« dürfte durch die Freigabe keinen Schaden nehmen. Hier ist die Aufgabe für ein intellektuelles Komitee. Wenn die Kunst die Demokratie gegen den Staat zu Hilfe ruft, so ist sie ein verblendeter Gutsherr, der die Vermittlung der Diebe erbittet, um seinen Hunden das Bellen abzugewöhnen.

erinnern uns der schlichten ersten Wiener Aufführung, die man Karl Kraus zu danken hatte. Damals gab es nicht soviel Kulturtat, dafür die Tat einer erkannten und erfüllten Pflicht gegen einen Dichter, zu dem sich zu bekennen, dem zu dienen damals noch Mut erforderte. Damals war das Publikum auch nicht gekommen, um dabei gewesen zu sein wie beim Künstlertee irgend eines Wohltätigkeitsvereines, sondern damals kamen Verehrer des Dichters, willig, sein Wort auf sich wirken zu lassen. Damals spürte man die Gewalt dieses scheinbar harmlosen Dialogs, damals ward das Grauen dieser Tragödie gefühlt, der Hohn ihrer Satire verstanden, das Herzleid ihrer Liebe empfunden. Und so war jene alte Aufführung weitaus besser als diese neue, trotz Frau Eysoldt und trotz Friedrich Kayßler (Alwa Schön), weil sie durch Darsteller und Hörer dem Dichter und seinem Werke näher stand

Zeit':

. . . . Freilich, die ganze Fülle der Humore und Bekenntnisse müßte von anderen Schauspielern hervorgeholt werden; der geistige Gehalt der Dichtung kam unvergleichlich stärker in jener Vorstellung heraus, die der Wiener Schriftsteller Karl Kraus vor manchen Jahren veranstaltete

Der Herr Zw. in der 'Abendpost' ist diskret:

. . . . Das erfolgreiche Gastspiel der Damen Eysoldt und Fehdmer sowie Herrn Kayßlers schuf die Möglichkeit, in der nicht mehr neuen Form einer Vorstellung vor geladenen Gästen die Fortsetzung von Wedekinds 'Erdgeist', in der der Dichter den Lebensgang seiner Heldin Lulu zum Abschlusse bringt, wieder einmal aufzuführen

Ich bin auch diskret und will nicht verraten, wie der Herr Zw. vollständig heißt. Es soll ein bekannter Historiker sein, der sich aber um die Vergangenheit herumdrückt, um zur Gegenwart zu kommen.

Die Kollegen in der 'Neuen Freien Presse' und im 'Extrablatt' (~~für das ein ehemaliger Juwelier die Büchse der Pandora bespricht~~) sind so verschwiegen, daß man ihnen nicht einmal etwas anmerkt. Der in der 'Österreichischen Volkszeitung' (~~kein Juwelier, aber der Ring~~) weiß offenbar wirklich von nichts. Er schreibt:

. . . . Jedermann mußte beim Eintritte die auf den Namen lautende Einladungskarte vorweisen. Der Tragödie zweiter Teil setzt mit der Rückkehr Lulus aus dem Gefängnisse ein Lulu wird die Geliebte des Schriftstellers Alwa Schön, dessen Vater sie ermordet hat. 'Ist das noch der Diwan, auf dem Dein Vater verblutet hat?' — fragt Lulu den Geliebten. — 'Schweig — schweig . . .' erwidert Alwa. Dennoch ist das Verhältnis Lulus zu den Männern im zweiten Teile der Tragödie ein völlig anderes geworden Lulu fühlt sich als das Opfer männlicher Brutalität und es ist seitens des Dichters ein Akt poetischer Gerechtigkeit, wenn er seine Heldin durch maskuline

Handwritten note:
 Hat hat Alwa schon vorher
 man ihn offenbar wirklich von nichts

~~Ausbeutungssucht, Gewalttätigkeit und Lüsterheit zugrunde gehen läßt. Die Art, in der dies geschieht, verleugnet den Autor nicht. Wedekind gefällt sich in grellsten Kontrasten und Paradoxen, die oft nichts weniger als geistreich sind . . .~~

~~Im allgemeinen bestehen Zweifel, ob Wedekind durch die Vorführung des Lasters abschrecken oder diesem huldigen wollte. Manche sind dagegen, daß »die Kanalgitter von den Senkgruben einer hemmungslosen Sexualität gehoben« werden, in welcher Absicht immer es geschehe. Der Sexualtrieb wird fast überall verrissen. Die Darstellerin der Hauptrolle wird gelobt, weil bei ihr »der penetrante, beizende Geruch, der von dieser Lulu als einer Reinkultur der Geschlechtlichkeit ausgehen soll, nicht zu spüren war.« Denn: »vielleicht ist das eher ein Plus, als ein Minus.«~~

Bei dieser Gelegenheit soll nicht ungesagt bleiben, daß die Neue Wiener Bühne, in deren Räumen sich das Ereignis abspielte, Dichter-Matineen veranstaltet. Da werden sie denn alle gefeiert. Zum Beispiel Rilke, der ja das Wiener Theaterpublikum besonders interessiert. Jede Persönlichkeit findet ihren Conferencier. Zu Nietzsche gehört Ewald, auch ein Abgründiger. Zu allen aber paßt Herr Friedell, bekanntlich einer der meistgenannten Kabarettiers der Epoche. Er wird dem Herrn Shaw so gerecht wie einem Schiller, und er versteht Busch so gut wie Wedekind. Er hat im In- und Ausland viel zur philosophischen und anekdotischen Verflachung Peter Altenbergs beigetragen und ist überhaupt ein lustiger Gesell. Sein an Stammtischen wirksamer Humor, dessen Niederschrift sich doch schwieriger anläßt, als man ursprünglich geglaubt hatte, könnte viel zur Veredlung der Kneipzeitungen eines philologischen Seminars helfen, strebt aber vom Kolleg zum Kabarett empor und ist die beste Kreuzung jener guten Laune, die in Alt-Heidelberg Moos angesetzt hat, und dieser Geschicklichkeit, die dem Wiener Nachtgeschäft zustatten kommt. Der Mann dürfte bei Professor Marcell Salzer belegt und in Kuno Fischers Singspielhalle gearbeitet haben. Ein durchaus schätzenswerter literarischer Habitus. In öffentlichen Lokalen etwas polternd, aber gewiß kein Spielverderber. Bei solchen Übergängen von Gedankentiefe zur Ausgelassenheit, an solchen Stationen zwischen dem Ethischen des Bernhard Shaw und dem Dionysischen des Rössler verweilt die renovierte Wiener Gemütlichkeit am liebsten und der neue Dreh,

Handwritten notes at the bottom of the page, partially obscured and difficult to read.

Hi

der dem alten Drahrertum zu Hilfe kam, schafft neue Lieblinge. Wenn dann noch die Zuckerkanal ihren kulturellen Segen gibt und, eine Spinne der Fremdworte, einen ausgewachsenen Humoristen in ihre Netze fängt, indem sie ihn durch seine Konferenzen Intellektualität heranzüchtet und sich aus der Schule der Nervendressur Elemente holen läßt, welche seiner Kunst, den Geisteswillen dieser Zeit mit aphoristischer Schärfe zu projizieren, etwas Abruptes geben, wobei seine Ausführungen sich gleichsam organisch aus den philosophischen Werten eines Weltganzen in ihrer logischen Kontinuität entwickeln und er einen Extrakt von sich gibt, der den Chok der Empfindsamkeiten und gleichzeitig die Erkenntnis der auseinanderliegenden Zusammenhänge verdichtet, und wenn die Dame dann noch die Geistesgegenwart hat, den schlichten Satz zu schreiben: »Im Anfang war Friedell« — so ist alles in schönster Ordnung. Die Zuckerkanal nennt es: das »Alles ist da-Lächeln«, wenn Friedell auftritt. Sie hat Recht, und es muß alles, was da ist, zugegeben werden. Neidlos und unerbittlich. Ohne Rücksicht darauf, daß es ein Herzenswunsch des Humoristen ist, mich zu erzürnen, und eben deshalb. Denn unter der scherzhaften Vorspiegelung, sich durch einen »Angriff in der Fackel« bei der Presse nützen zu wollen, wollen solche Lustigmacher tatsächlich nichts anderes, sie sind Streber unter dem Vorwand es zu sein, und es ist deshalb notwendig, dem Typus, dem heute nichts ernst ist als hinter der Tarnkappe des Nichternstgenommenseinwollens der Erfolg, justament einen Gefallen zu erweisen. Das Glück, eine fremde Karriere zu machen, soll nie gescheut, sondern immer versucht werden; ich stelle jeden dorthin, wohin er gehört, denn es mag erträglich sein, daß Wedekind, wie Herr Friedell meint, nur ein steckengebliebenes Genie ist, aber es wäre unerträglich, wenn auch die Talente stecken blieben. Ehrfurcht haben sie nur vor den Vorteilen, die ihren Talenten gebühren, und da Herr Friedell der intelligenteste Vertreter dieser Spielart ist, die ganz genau weiß, wann sie wieder nüchtern werden muß, so eignet er sich sehr wohl dazu, daß an ihm ihre Züge agnosziert werden. Den unerwünschten Anlaß aber bietet der Einfall der Neuen Wiener Bühne, einen Dichter in einer Matinee zu feiern und ihn durch Herrn Friedell anulken zu lassen, der zu Wedekind kaum eine tiefere Beziehung hat, als das Bewußtsein, in der ersten Vorstellung der »Büchse der Pandora«, II. Akt,

H. H. H.
als »Polizeikommissär« mitgemacht zu haben. Die Lebensnot, die diesen Dramatiker ehemals gezwungen hat, seine Gedichte in Kabarettvorzutragen, scheint ihn auf Shakespearisch noch heute zu seltsamen Schlafgesellen zu bringen. Aber kein Spaß, durch den Herr Friedell sich je um die Abende unserer Tage verdient gemacht hat, gibt ihm die Berechtigung, einem Wedekind auf die Schulter zu klopfen, und wengleich er sicher der lustigste Kommentar ist, den man heute zu einer Weinkarte finden wird, hundertmal besser als Roda Roda, so ist er doch bei weitem nicht der Mann, der Zufriedenheit das Grauen vor Wedekind auszureden. Wo es zwischen der Gotteswelt und der erotischen eines Dichters nicht stimmt, das zu untersuchen erfordert einen andächtigeren Geist als den des Schalks, der davon lebt, daß man ihm nichts übel nehmen wird, und den die eigene Brüchigkeit, die ja in der Humorproduktion einen billigen Ausgleich gefunden hat, darauf anweist, in jedem Größeren einen Zwitter zu erkennen. Mit allem Nachdruck muß aber die Zimmerunreinheit der Idee festgestellt werden, eine Wedekind-Feier mit einer Entwertung eröffnen zu lassen und eine literarhistorische Objektivität zu bewahren, um die man einen Theaterdirektor nicht gebeten hat. Die Entschuldigung, daß Herr Doktor Geyer von der Friedellschen Weltanschauung überrascht wurde, wäre hinfällig. Er hätte den Vorredner unterbrechen, desavouieren und, ein Reformator wie er ist, die Vertreibung des Hanswursts von der Neuen Wiener Bühne besorgen müssen. Wenn es ihm wirklich darum zu tun war, die Wirkung der Wedekind-Feier ungetrübt zu lassen, und wenn er schon unterlassen hatte, das Manuskript abzufordern. Die Vielseitigkeit des Friedellschen Könnens und die höchst unziemlichen Bonmots der Schiller-Ehrung hätten ihm zu bedenken geben müssen, daß die Platte nicht zwielicht- undurchlässig sei. Der Plan des Herrn Friedell, auf dessen Gelingen er stolz ist: dem Philister Mut gegen Wedekind zu machen, mußte dem Direktor, der sein Podium hergab, in irgendeiner Form ruchbar werden und nicht zuletzt die Dankbarkeit gegen den Autor des »Erdgeist«, der ihm eben noch das Theater gefüllt hatte, ihm einen würdigeren Festredner empfehlen. Sonst verfügt ja Wedekind nicht über allzu viele Theater, die ihm dankbar sein müssen, und er hat die Zensur hauptsächlich als die Ausrede der Direktoren zu fürchten, die ihn nicht annehmen. Sie könnten noch weiter gehen und an seiner Stelle einen Humoristen auftreten

lauden

lassen, der dem Publikum versichert, es habe nichts verloren. Das fehlt noch zur Ordinärheit des Bühnengeschäftes, daß die Theater, die einen Dramatiker nicht aufführen, dafür die Kritik beistellen und statt seine Stücke vor die Rezensenten zu bringen, ihn in eigener Regie verreißen. Es gehört ein guter Magen zu der Vorstellung, daß die lustige Person bei offenem Vorhang und zur Einführung in die nun folgende Feier Wedekind einen Knockabout nennt. Wenn das Geschäftstheater des Herrn Weisse jenen ins Foyer geladen hat, so hat es wenigstens die Distanz zwischen der verdienenden Schande, die sich am Herd wärmen darf, und der Ehre, die im Vorzimmer eine Bettelsuppe kriegt, ehrlich markiert. Ein Literaturtheater, das einen Dichter in die gute Stube lockt, um ihn anzupöbeln, hat ausgespielt.

Durch die Witzpresse wird kolportiert, daß die von der Fackel angeregte Sammlung für Else Lasker-Schüler 11 Kronen ergeben habe. Wenn es wahr wäre, gäb's keinen Grund, witzig zu sein, und trauriger als um die Dichterin stünde es um das deutsche Publikum. Der Witz ist durch die Geschmacklosigkeit einer Berliner Zeitung entstanden, welche die Summe von elf Mark, die ihr für die Sammlung übermittlelt wurde, mit einigen pompösen Zeilen besonders ausgewiesen hat, statt den Empfang den Spendern brieflich zu bestätigen. Tatsächlich beträgt das Ergebnis der Sammlung bis zum ersten März 4660 Kronen. Eine Summe, die freilich noch immer nicht hoch genug ist, um das deutsch lesende Publikum von der Verpflichtung der Scham loszukaufen. ~~Aber die Sammlung ist ja noch nicht abgeschlossen und wer eine Versäumnis bereuen will, wende sich getrost an die Sammelstelle: Professor Dr. Walter Otto, Wien, XIX., Gebhardtgasse 1.~~

Wien, im Großen Beethoven-Saal, am 7. Februar:

I. Die chinesische Mauer. II. Glossen: Wenn Herr Harden glaubt; Vater Korngold; Zuerst erfolgt; Graf Berchtold hat heute die Gemeindevertretung von Ungarisch-Hradisch empfangen; Und wie spielt sich ein ungarisches Duell ab?; Conrad von Hötendorf; Das Buch der Bücher; In Österreich geschieht viel für die Kunst / Das Erdbeben. III. Die neue Art des Schimpfens / Glossen: Die Welt der Woche; Gelungene Einzelfiguren boten; Die Berufe; Ort der Handlung: Wien; Wiener Faschingsleben 1913. — Zugaben: Bitte, das ist mein Recht; Ich rufe die Rettungsgesellschaft.

„Reichspost“, 13. Februar:

Mit nur eigenen Schriften bestritt Karl Kraus seine am 7. d. im Beethovensaale abgehaltene Vorlesung. Nebst kleineren Glossen bekam man »Die chinesische Mauer«, »Das Erdbeben« und »Die neue Art des Schimpfens« zu hören. Die Mühelosigkeit, mit der sich diesem Vorleser allerorten die größten Säle füllen, hat etwas unstreitbar Grandioses an sich. Auch am letzten Freitage waren so viele Hunderte zusammengeströmt, als der Saal nur irgend fassen konnte, von keiner anderen Werbetrommel zusammengerufen, als von der dem Ereignisse innewohnenden Bedeutung. Die Ankündigung einer Krausvorlesung klingt längst wie ein immer wieder erneuerter Kriegsruf, wie die Ankündigung eines reinigenden Gewitters, dem beizuwohnen viele Hunderte — und es sind nicht die Schlechtesten im Lande — nicht versäumen wollen. Von Monat zu Monat weiß Kraus durch seine unerhört kühnen Abrechnungen mit den Torheiten und Gemeinheiten des Lebens immer wieder aufs neue aufzurütteln, und die Stimme dieses einsamen Rufers, dessen Liebe zur Menschheit sich in Haß gegen ihre Entwürdigter unwertet, ist längst nicht mehr zu überhören. Kraus, der Autor und Vorleser, ist vor nicht allzulanger Zeit hier eingehend gewürdigt worden. Unermüdlich türmt dieser Künstler neue Monumente von unserer Zeiten Schande auf und seine stahlharte Stimme über eine atemlose Menge hingellen zu hören, ist immer wieder ein zutiefst aufwühlendes Erlebnis. Manchmal, wenn ein Lachsturm aufbraust, hat man freilich das Gefühl, daß er nicht in letztem Sinne erfaßt und verstanden würde. Denn immer, auch inmitten des heißesten Granatfeuers seiner Witze, durchbebt ihn unerbittlicher Ernst. Er hat niemals die Lustigkeit des Belustigten. Ihm ist Lustigkeit nur ein Mittel, um ernste Wahrheit aufzudecken. Ein grandioses Gewitter ging nieder. Die Reporter brauchen es nicht zu melden. Denen es galt, die haben die Donnerschläge schon vernommen, und der Hausherr, dem der Blitzstrahl ins Dach fuhr, der zieht vergebens die Bettedecken über die Ohren.

H. B.

*

Pilsen, im Waldek-Saal, am 13. Februar:

I. Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Plakate II. Das Erdbeben III. Ostende, erster Morgen; Angesichts; Gefährlich; Wenn Herr Harden glaubt; Ein Satz; Man muß die Leute ausreden lassen; Der Deutlichkeit halber; Riedau und Lido; Schlichte Worte; Bitte, das ist mein Recht. — Zugaben: Ich rufe die Rettungsgesellschaft; Interview mit einem sterbenden Kind; Das Ehrenkreuz.

Karlsbad, im Großen Kurhaussaal, am 15. Februar:

I. und II. wie oben / III. anstatt der 6., 10., 12. und 13. Glosse: Conrad von Hötendorf; Zur Erleichterung des Lebens; Beim Anblick einer sonderbaren Parte.

Troppau, im Drei Hahnen-Saal, am 20. Februar:

I. und II. wie oben / III. anstatt der 1., 2., 8., 9. und 12. Glosse: Petite chronique scandaleuse; Beim Anblick einer sonderbaren Parte; Conrad v. Hötendorf.

Peter Altenberg

Ein neues Buch von Peter Altenberg gehört zu jenen seltenen Mitteilungen der Menschenseele, die man ja doch nur hinter dem Rücken der Zeit weitergibt. Sie sieht und hört es nicht und nur darum nimmt sie es nicht übel. Diese von Gott autorisierte Übersetzung des Menschen in die Sprache wird — eine Empfänglichkeit späterer Welten vorausgesetzt — noch zu Menschen sprechen, wenn fast alles, was heute gedruckt wird, nicht mehr mit freiem Auge wahrnehmbar sein wird. Ehren, die die Zeit verleiht, wären imstande, diesen Dichter in die Nähe jenes Kunstwerkertums zu bringen, das seine Popularität exklusiv betätigt und in der Geschlossenheit seiner Leere die Naturfülle verachtet. Es ist seit Jean Paul wieder der erste Fall, daß an einer Anderthalbnatur eben das als Minus erscheint, was den Halben zum Erfassen fehlt, und sie ist so reich, daß man wohl aus dem, was sie nicht hat, ein Dutzend Wiener Dichter machen könnte, aber aus dem, was sie ist, keinen einzigen. In Zeiten, wo nur der Genius vom allgemeinen Stimmrecht ausgeschlossen ist, hat er es ja schwer, sich bemerklich zu machen; zumal, wenn er die Tracht eines Nichtstuers wählt, dessen Horizont scheinbar nicht über eine Hotelterrasse hinausreicht. Aber er, der Genius, ist gottseidank der Intelligenz nicht Rechenschaft schuldig, auf welchem Weg er den Zusammenhang so entfernter Dinge) wie eines Dienstmädchens und der Ewigkeit erfahren hat. Dafür läßt er sich gern literarhistorisch bedauern. Denn es ist schade um ihn, daß er nicht darüber hinausgekommen ist, in einer Skizze alles zu sagen, was ein Mensch und die Sprache einander zu sagen haben. Es ist schade, daß einer von einer Landpartie so viel mitbringt und andere vom weiten Land, ja sogar vom weiten Griechenland so leer zurückkamen.

Semmering*)

Es wurde wieder Winter, November 1912. Überflüssig, die Berglandschaft zu schildern. Das können Russen, Schweden, Dänen viel, viel besser. Sie kennen das Gepräge jedes Baumes, und wie der Schnee sich ansetzt, je nachdem. Sie kennen die Eintönigkeit und ihre Poesien, sie kennen die Melodie der Stille, und der Krähen Mißton wird ein schaurig-melancholisches Leitmotiv: Winter! Ich liebte den Sommer, weil ich gesund war, und seinen Symphonien von Farben, Düften lauschen

*) Diese und die folgenden Skizzen sind Peter Altenbergs neuem Buch »Semmering 1912« (Berlin, S. Fischer) entnommen.

Die Jugend

[Abiturienten-Akademie des . . . Gymnasiums.] . . . zugunsten der Schülerlade der Anstalt. . . Unter der umsichtigen Regie des Oktavaners H. H. ging sodann »Goethe« von Dr. Egon Friedell in Szene. Die Rolle des Goethe gab F. W., den Professor L. E., den Ziest G. M. Alle Schauspieler fanden reichen Beifall. Zum Schlusse hatte Dr. Egon Friedell die Freundlichkeit, Lustiges über die Entstehung seines »Goethe« und über Peter Altenberg vorzubringen. Ein Tanzkränzchen bildete den Abschluß dieser gelungenen Veranstaltung.

Ich freue mich schon auf diese Generation! Die hats allerdings besser als die vorige, die von Goethe ungefähr nur die Vorstellung hatte, die ihr die Schulfuchser erschwerten, und der ein befreiender Humor noch nicht den Ausweg zeigte. Wenn sie heute hinaus wollen, so ist die Freiheit, die sie meinen, unter allen Umständen der Abort. Man kann aber nicht früh genug die Probe machen, ob eine Klasse auch dereinst ein tüchtiges Kabarettpublikum abgeben wird, und man hört ordentlich die Stimme des modernen Pedanten: Wie wollen Sie denn ins Nachtleben hinaustreten, wenn Sie nicht wissen, wann Friedells »Goethe« entstanden ist? Aber zwei Dichter mit einem Schlag der jugendlichen Begeisterung empfehlen ist schon eine Leistung. Über Goethe werden sie wissen, daß er von Friedell war, und das ist immerhin erfrischender als wenn man sie gezwungen hätte, Tasso von Goethe aufzuführen, und von Altenberg erfahren sie rechtzeitig, daß er die Aussprüche über die Mortadella und über das Eichhörnchen getan hat. Von der Fürstengruft zum Krankenbett windet sich das Spalier einer ehrfürchtigen Jugend in Lachkrämpfen über die Lozelachs, durch die ihnen das Menschliche ihrer Dichter nähergebracht wird. Ein Hanswurst führt den Kondukt, die Regie hat der Oktavaner Haha und Schulmänner assistieren. Die Befürchtung, daß der Jahrgang 1913 sich zu Psychoanalytikern, Neopathetikern und Buchrezensenten entwickeln könnte, würden sie alle mit der Versicherung zerstreuen, daß sie es bereits seit der Sexta seien. Es bleibt nur mehr die typische Prognose: »Sie werden noch am Galgen enden!« zu erfüllen. Nie ist mir die Berechtigung dieser Fernsicht — nicht als Befürchtung, aber als Chimäre — deutlicher geworden, als angesichts der Jugend, die ich so in den letzten Jahrgängen heranzimmeln sah. Zehntausend schwarze Intelligenzen gegen den Geist! Nicht mehr auszurotten. Aber, glaubet mir, eine Armee von Läusen wird mit der Liebe fertig.

Nun denke ich an das Holdeste, Klara P., Magda S., Eva L., Frau M., ebenfalls Gebilde der gütigen edel-gestaltenden Natur! Für alle hatte ich den Blick fanatisch-zärtlicher Begeisterung! Nun aber bleibt mir nur mein kleiner grauer Filzhut, Gemsjagd-Kaiser-Hut; er liegt vor mir, unscheinbar, nichtssagend. Mir aber scheint die untergegangene Sonnenwelt *«Semmering»* daraus entgegen, und sagt mir »adieu«, adieu für immer — — —. Weshalb dieses Schicksal?! Ich weiß es nicht — — —.

8. März 1913. Vortag meines 54. Geburtstages. Für Frau Lilly St.

Daß dieser Dichter Zeitgenosse ist, mag allen Spott rechtfertigen. Aber der reicht nicht an den Humor hinan, mit dem das Erlebnis solcher Unvereinbarkeit den Dichter selbst begnadet hat. Dieses beste Gelächter aufzubewahren, das Wesentlichste einer Menschlichkeit, deren Falstaffgewand ein gewendetes Martyrium war, über Geschriebenes fortzuführen und von der anekdotischen Platitude zu säubern, die jetzt durch Jours und Kabarets die einträgliche Runde macht, wird einst keine leichte Pflicht sein. Etwa erleichtert durch die Erinnerung: wie man das lebendigste Herz einer Zeit dem Publikum zugänglich gemacht hat, in welchem Winkel der Unterhaltung und in welchem Abtritt der Publizität, und wie man so gar nicht die Verpflichtung fühlte, die Würdelosigkeit des Genies für ehrwürdig zu halten und ihr eben jene Obhut zu gewähren, die sie *«versmäht»* hat. Und vergesse,* an wem es sein wird, zu erinnern, auch jenes Neue Wiener Journal nicht, das als erstes in der Lage war, die schwere Erkrankung des Dichters zu melden, und hierauf als einziges, den Faschingsulk eines Münchner Kretins nachzudrucken:

Für mein neuestes Buch eigenster Originalität suche ich einen

Leser

Offerten mit Honoraranprüchen unter »Nur ein Viertelstündchen bei P. A.« an die Expedition.

Die Denkbareit und Druckfähigkeit solcher Auffassungen ist einem Peter Altenberg nie zum Problem geworden. Die Leidensgeschichte eines Dichters ist die Leidensgeschichte der Menschheit. Aber ich weiß, daß die jetzt in täglichen Fortsetzungen erscheint!

Handwritten notes:
 Jung
 16/2

Fenstern! Man hatte unbedingt eine Mission, eine winzige, eine nichtige Mission, aber eine Mission! Das hält einen in Zusammenhang mit allen Menschen, die man nicht kennt. Den Bekannten gegenüber hat man ja keine Mission. Für die ist man ein Narr oder ein Schwindler. Manche sagen sogar: »Nein, diese Ehre tun wir ihm ja doch nicht an!« Wofür also halten sie uns?! Ich könnte meine Sachen widerrufen, aber Tausende würden sie als Wahrheiten in sich aufnehmen. Ich könnte es verkünden: »Nein, die Frauenseele ist doch nicht so, wie ich sie sehe!« Aber Tausende würden jammern: »O, bitte, wir sind doch so!« Mein Talent war klein, aber mein Fühlen war groß. Die meisten haben kein Talent und kein Gefühl, nämlich für allgemeine Dinge, obzwar sie im besonderen, in ihrem trauten Nestchen, beträchtliche Gefühle aufbringen, die irgend jemandem mit Vor- und Zunamen recht/sehr zugute kommen. Jemand schwärmte mir immer und immer von seinem Garten vor, schilderte ihn mit wirklicher Liebe und Begeisterung. »Ja«, sagte ich, »aber auf der Strecke so und so der Bahn so und so habe ich einen noch viel schöneren Garten geseh'n.« — »Und was haben S' davon?!« — »Nichts«, erwiderte ich. Es gibt Menschen, die schöne Gärten lieben, und es gibt solche, die ihre schönen Gärten lieben! Das ist der ganze Unterschied. Na, und was haben s' davon! Nichts!

Die seit der Erkrankung des Dichters in verschiedenen Blättern veröffentlichten Beiträge entstammen einer früheren Zeit. In den Monaten der Krankheit ist ein Manuskript entstanden, das hier veröffentlicht wird.

Mein grauer Hut

Der Märzwind klagt durch die winter-erfrorenen rostroten Gebüsch. Über die grauen Wiesen büstet er grauen Märzstaub auf, zieht in die Wälder hinauf, um rotes starres Laub zum rascheln zu bringen, zum Vorfrühling-Tanze!

Neben mir liegt mein geliebter grauer Filzhut, Gemsjagd-Kaiser-Hütchen. Er erinnert mich an alles, was ich verloren habe, an Alles! Ich habe ihn in Müzzuschlag gekauft, nach langem Suchen, er ist mein Ideal-Hut. Nun blicke ich ihn an, in tiefster Zärtlichkeit, als ob er noch die hellen scharfen Lüfte und Düfte vom Semmering-Paradiese in seinem Filzgewebe berge. Ja, für mich birgt er sie, alle die Schätze, die mein Auge dort droben in der lichten scharfen Luft in sich hineingetrunknen hat, auf der Beton-Terrasse, 6 Uhr Morgens, mit sonnigem Wiesennebel und dem Müzz-Nebel-Strom ins Haidbachtal, weiß und leuchtend, ein Märchen-Strom! Und Abends die goldenen Wolken im Müzztal; und immer, immer war es noch schöner als am Vortage, und meine Seele war reich durch Begeisterung. Nichts entging mir von Gottes Pracht.